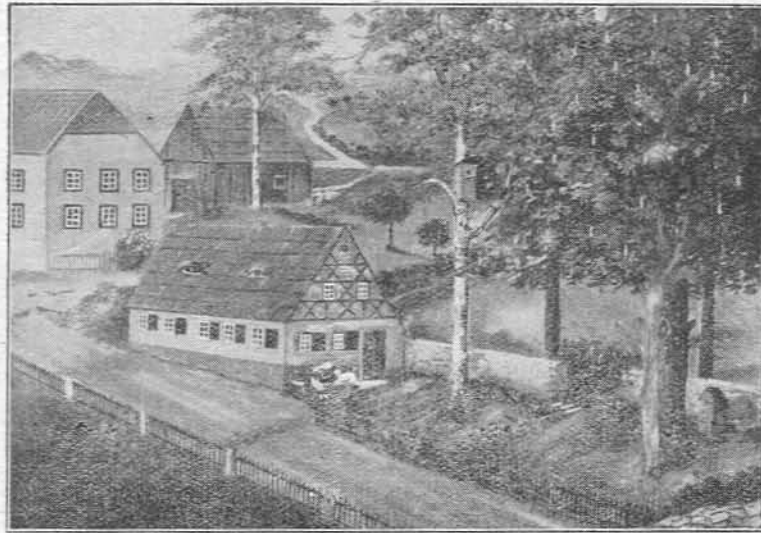


Ein Stück Alt-Buchholz.

Das Jungt-Karl-Häufel, ein altes Berghaus an der Silberstraße.

Man sieht es dem alten Häuschen, welches wir heute auf der Titelseite unserer „Erzgebirgischen Heimatblätter“ wiedergeben, schon an, daß es nicht so recht mehr in unsere neue, moderne Zeit passen will. Bescheiden, schlicht und ganz einfach tauert es unter den Zweigen der hohen Bäume und träumt genau so vergnügt in den Tag hinein, wie es die Menschen damals taten, die hier in diesem Häuslein ihre Tage verbracht haben. Ein altes Berghäuschen war es, wie man es den Bergleuten damals zu eigen gab. Dem Bergmann Köhler gehörte es, der wohl als Obersteiger bei „Himmlich Heer“ mit zur Grube fuhr, also einem, der die hohen Halden noch gesehen hat, die den „Rassen Hader“ bei Cunersdorf damals bedeckten und dort das Gelände in ein eigenartiges Hügel- und Tal-Verwandten. Der alte Bergmann Köhler war der Großvater des jetzigen Annaberger Posamentenfabrikanten Karl Köhler jun. auf der Bahnhofstraße. Dessen Vater betrieb in Buchholz im jetzigen Laden des Friseur Eckert auf der Karlsbader Straße ein Schnittwarengeschäft. Die Frau des alten Obersteigers Köhler, Karoline, vermählte sich nach dessen Tod mit Karl Jungt, einem fleißigen Posamentier, der nun in das Häuschen an der Silberstraße mit einzog. Es hat eine besondere Bewandnis, wenn wir gerade heute das Bild dieses Berghäuschens veröffentlichen. Zu den Nachkommen Karl Jungts zählt u. a. nämlich auch der Posamentenfabrikant Eduard Keil in Buchholz, dessen goldene Hochzeit wir just gerade heute in unserer Tageszeitung bekanntgeben. Für diesen Jubilar und für seine liebe Gattin wird die Wiedergabe dieses Bildes gewiß eine besondere Freude sein, birgt es doch den Inhalt einer seligen unvergeßlichen Jugendzeit. Aber auch für die anderen Leser soll mit diesem Bericht ein Stück Alt-Buchholz wieder lebendig werden. Karl Jungt, der Großvater Eduard Keils, war ja ein Buchholzer von altem Schrot und Korn. In seinem kleinen Häuschen trafen sich die alten Buchholzer Originale. So verkehrten bei ihm der alte Schmiedel-Karl, Städtler-Hermann, ein alter Veteran von 1870 namens Feig, Arnhold-Karl, Hermann u. Clemens Böttger, dessen benachbartes Haus wir auch auf unserem Bild erkennen und viele andere. Die Hugenabende im Berghäuschen trugen einen eigenartig romantischen Charakter. Man sprach hier von den seltsamsten Dingen. Insbesondere aber trafen sich hier die Vogel- und Geflügeliebhaber. Heute darf auch verraten werden, daß an dem schwarzen Kamin, der sich in der Hausflur befand, die Leimruten hergestellt wurden. Hänfling, Zeisig und Stieglitz fing man sich zur damaligen Zeit noch selbst und die Arbeit am Posamentierstuhl ging noch einmal so leicht, wenn die Wald-

vöglein ihr heimisches Zwitschern und Singen anstimmten. Dann wurde es erst recht gemütlich in dem kleinen Raum, in dem oft viele Menschen eng beisammen saßen und über gute und böse Dinge in der Welt „diskurierten“ — wie man zu sagen pflegte. Es konnte auch jeder gern mit zuhören, denn die Haustür war immer offen. Ein Schloß gab es nicht, man hatte es selbst bei Nacht nicht nötig, die Tür abzuschließen. Von außen zog man an einem Bindfaden den inneren Hebel hoch und schon war man drinnen in dem gemütlichen Berghäufel. Man mußte aber Obacht geben, daß man nicht die etwa offene Falltür nach dem Keller hinunterstolperte. Am schönsten war's wohl zur Weihnachtszeit im Berghäufel. Da war der Fußboden nach altem Brauch mit Stroh beschüttet. In der Ecke war die Christgeburt aufgebaut. Den Christbaum hatte man sich selbst aus dem Wald geholt; das war damals eine Selbstverständlichkeit, Christbaum-Märkte gab es ja noch nicht. So saß man friedlich bei Kerzenschein und Tabakrauch beisammen, oft die ganze



heilige Nacht hindurch, bis der Morgen dämmerte. Draußen herrschte noch der alte erzgebirgische Winter. Die Schneemehnen gingen fast über das ganze Häuschen hinweg, sodaß die Buben ihre Rutschpartie auf dem Dach des Hauses anfangen konnten. Das war eine Freude. Die Jungt-Großeltern hatten 2 Buben, den Albin (das ist der Vater der heute noch in Buchholz lebenden Albin, Karl, Emil und Max Jungt) und den Hermann Jungt (der in Sängerkreisen wohlbekannt und der Vater des Martin Jungt in Sehna und Hermann Jungt in Wurzen ist), dazu war noch ein Mädels da, die spätere Frau Keil, also die Mutter Eduard Keils, Oskar Keils und der vielen anderen Kinder. So klein wie das Häufel auch war, neben den Großeltern beherbergte es später noch die kinderreiche Familie der Tochter, also die Familie Eduard Keils. Die Großeltern wohnten im Hinterstübchen, das Ehepaar Keil mit seinen 9 Kindern im Vorderstübchen. Geschlafen wurde oben in einem kleinen Dachkammerlein, nach dem eine leiterartige Stiege führte. Schliefe man auch in nur wenigen hier vorhandenen Betten zu zweit und zu dritt nebeneinander und war auch oft Schmalhans Küchenmeister, so war doch ein selten schönes Familienglück in dem Berghäufel an der Silberstraße. Die Eltern erzogen ihre Kinder fromm und arbeitsam. An einer großen Tafel saßen Mutter und Kinder beisammen, um die Heimarbeit fertig zu machen, die Vater Keil nach Annaberg zum Verleger brachte. Für die wenigen Groschen mußten für die kinderreiche Familie Nahrung und Kleider beschafft werden. Da gab es Butter und Wurst nur selten auf den Tisch. Alter Käse und ein ½ Liter Bier

gehörte schon zu den Feiertagessen. Und doch waren alle Kinder gesund und stark — ja, sie wuchsen heran wie die „Pfeifenröhre“ und stolz ging Sonntags Vater Keil mit seinen drei Buben und sechs Mädels, die immer einheitlich gekleidet wurden, durch die Straßen spazieren. Ja die Keil-Mädels waren bald im ganzen Städtel bekannt, war doch eine schöner wie die andere und siehe — wenn wir uns heute umschauen — hat auch jede ihren Mann bekommen. (Es war auch einer dabei, der wollte „alle z’samm“ haben, weil Buchholz aber nicht in der Türkei liegt, ging das nicht.) Die drei Jungens lernten das Handwerk des Vaters und wurden tüchtige Posamentiere. Die ganze Familie schaffte so fleißig bis zum späten Abend, dann aber gings hinaus vor das Häufel auf die große steinerne Bank unter dem Baum. Feierabendlieder wurden hier gesungen und manch fröhliches Spiel getrieben. Der Älteste der Familie, Eduard Keil, sorgte auch dafür, daß hoch auf dem Baum alljährlich das Starkästel in Ordnung war. Wir sehens hier auf unserm Bilde. In schöner lauer Frühlingsnacht erklang des Staren Liedchen und unser Eduard Keil mochte ihm wohl wie Anton Günther gelauscht haben, der uns erzählt: „Wos de Starl pfeifn. Hallo, hallo, de Starl sei do! — Horch auf, se rufn ven Heißl ro, horch, horch, wie’s singt, wie schü dos klingt: — Wie lange Zeit weit fort gewaßt, bie in dr Walt viel rimgeraast, ho viel gehärt un viel gesah, mit meine Rinner un mei Fraa, ’s war schü, kännts gelabn, ower an schännstn is drham!“ — So mußte wohl auch Eduard Keil bei sich gedacht haben. Hatte er sich, wie wir ja aus dem kurzen Lebenslauf Eduard Keils in unserer heutigen Tageszeitung ersehen, ein wenig in der Welt umgesehen, am schönsten war’s „drham“. Sein liebes Buchholz und erst recht sein Vaterhaus konnte er nie vergessen. Nachdem die Großeltern gestorben waren, hatte die Stadt das inzwischen baufällig gewordene Berghäufel weggerissen. Eduard Keil jr. aber hat sich den Grund und Boden seiner Väter zurückgekauft und errichtete an derselben Stelle eine Posamentenfabrik, die wir noch heute als einen stattlichen Bau auf der Silberstraße-Einentelstraße stehen sehen. So hat das Haus an der Silberstraße seine eigene Geschichte und vieles mehr wüßten wir wohl unseren Lesern noch zu erzählen, zumal wenn wir all die Jugenderinnerungen der Familie Keil hier wiedergeben wollten. Kindheit und Jugendtraum und auch manch selige Erinnerung an glückliche Brautzeit sind für die Mitglieder der großen Familie Keil mit diesem Häuschen eng verbunden. Natürlich aber alles darf die Zeitung ja nicht verraten. Und sie will das auch nicht. Aber mit der Wiedergabe des alten Bildchens da sollen doch die Silbersaiten süßer Erinnerung wieder einmal angeschlagen werden, da solls mit Anton Günther in gar manchem Herzen wieder singen und klingen: „Brgaß sei nei, drham dei Vaterhaus!“ E. Sdl.

Bärenstein

nach der Schilderung des berühmten Annaberger Geschichtsschreibers Ad. Dan. Richter.

Von Dr. M—r.

Wer von uns kennt nicht Bärenstein, den am Fuße des gleichnamigen Berges malerisch gelegenen Grenzort? Nur ein schmaler Fluß trennt Bärenstein von der hart anstoßenden böhmischen Stadt Weipert. Raum hat man sich’s versehen, so steht man schon auf ausländischem Boden. Wohl bei jedem ruft dieser überraschend schnelle Uebergang von einem Staate zum andern ein eigenartiges Gefühl hervor. Auch bei der Damenwelt, freilich nur so nebenbei. Ist doch ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das Café Weiß in Weipert gerichtet. Leider muß ich’s mir versagen, dieses im wahren Sinne des Wortes „süße“ Thema weiter auszumalen, wohl zum Bedauern so mancher Leserinnen. Meine weniger süße Aufgabe ist es nämlich, aus der noch heute äußerst wertvollen Annaberger Chronik Adam Daniel Richters (Zweiter Teil, erschienen 1748) die Beschreibung Bärensteins mitzuteilen.

„Bärenstein“, so beginnt Richter, „ist weder eine Stadt, weil es keine Bürger, noch ein Dorf, weil es keine Bauern hat,

sondern der Ort bestehet aus lauter Zinß-Häusgen (Zinshäuschen).“ Es seien nämlich „die Leute in der Böhmischen Reformation hieher als Exulanten (Flüchtlinge) gewichen, denen man kleine Räumgen (Räumchen) zur Baustatt angewiesen und jedem ein klein Graß-Stückgen auf jährlichen Zinß hierzu eingeräumt, daß sie ein Stückgen Vieh sommern und winteren können.“ Es wird weiter berichtet, daß „noch anjeko solcher Häußgen wohl noch nicht 100 an der Zahl“ seien.

„Vorhero war ein Adelig Guth hier“, fährt Richter fort, „das jeko E. C. Rath in Annaberg gehöret, welches derselbe von dessen letzten Besitzer, Erasmus Mittelbach, gekauft. Die Einwohner sind des Raths in Annaberg Unterthanen.“

Nun kommt Richter auf die kirchlichen Verhältnisse zu sprechen. Im Jahre 1655 sei in Bärenstein „ein Kirchlein — in 1 viertel Jahr erbauet und d. 4. Nov. desselben Jahres 1655 von L. George Seydeln, Superintendenten auf St. Annaberg, eingeweyhet und vom Rath zu Annaberg mit 200 fl. (Gulden) dotirt (bedacht) worden.“ Ferner habe der Rat zu Annaberg „zur Kirche, Pfarre und Schule das Holz aus ihrem (soll wohl heißen: seinem) Walde geschenkt“, worauf „eine Pfarre angerichtet worden“ sei. Man habe „anno (im Jahre) 1657 Niederschlag und anno 1658 Stahlberg, das vorher nach Cranzahl gieng, dahin (d. h. nach Bärenstein) eingepfarrt. — Auch ist das Churfürstl. Zoll-Hauß am Bärenstein etc. dahin eingepfarrt.“ Nebenher bemerkt Richter, daß Niederschlag und Stahlberg „auch von den Exulanten aus Böhmen angebauet worden, welchen gewisse Stodräume auszuwurzeln von hoher Landes-Obriegkeit angewiesen waren.“

Nooch'n Feierohnd



's Gelpenst.

(Nachdruck verboten.)

In dr Kuhl-Fabrik hattn se en'n neie Pfahrnacht — Scheibuld hierfr. Mit ne altn warsch nimmer schie gewasn. Alle fingerlang lossr fort un eitt dorthie, wu er net hie laasn sollt — zu en'n Wahrsager. Dos is doch nischts Nachts! Esu a Mann, dar sezt dene Leutn a Hausn verwärts Zeig nei in Kup; un wie warsch do bein Kuhl-Fabrik-Pfahrnacht? Dar legit siech off de schlachte Seit. De Pfahr wur'n verseimt un verliederlicht, un wos warsch 's End: Dr Knacht muß' aus'n Haus. Nu hatt'r seine Nachning vür sen'n verdrehtn Kup!

Dar neue Knacht war eine Seel vu en'n Menschen; seine Fraa net viel winger. Ah Wort üm tausend: Die Zeit war'n de Rührigkaat salberscht — un ihr Maadl miet derzu. Nu soogs driem übern Garten in dann Rutscher-Heisl wie gelackt — in dr Kuch, in Stüwl, offn Budn.

Obr, wu Licht is, do kimmt aah dr Schatten — un asu aah bei Scheibulds, bein neie Pfahrnacht. Es wur in Heisl uhaamlich — es ging ohmst „üm“. Mer soll fitts olbersch Zeit net gelamm; obr dar alte fortgeschickte Pfahrnacht, dar muß dos ebber dann Leitn noch richtig zum Huh' getaa hoom: Se hattn in ihrer Stub 's graae Mann'l.

Ohmst, wenn de Lamp abgezündt wur, un de Fraa — se hieß Meta — toot awing in Bloot lafn odr strickn, do kam's uhm dar Wand har gekrochen — flaa, e biß budlich, geformt wie ne ausgefroppte Ratt, odr nu schmol, wie a ei'gewasserter griener Haarich. Sacht — als wenn e dicke Raawel vorbei zieht — froch

dos schwarze Mann' l uhm an dar Wand imerink, hintn nei in Schrank, an dr Fenster-Eck nim — bis wieder verschwunden war.

Esu ging dar Spuk a Hard Tog. Jedesmol ohmst bein Lampenschei machit dos Gespenst sen'n Imgang; noocherts kame aah wieder Zeit'n. wu sich nischit sahe ließ.

Dann Kutschersleiten wur dos Ding bal gottergar uhaamlich. De Weibsen wollten schu gar nimmer allah bleim, un als de grüße Maad, de Annalies, doch wieder amol ohmst haushalten muß, do loß se in ihrer größten Angst nüber in de Fabrik un hulet von dar Herrschaft de Fraa anzu — dr Maa war noch net wieder ahamm vu dr Raf'.

Die wollt dann biesn Imtrieb erscht gar net gelaam. Se dacht, dos Maadl hot siech narrsch Zeig vürgemolt. Na, se loß obr miet nimm ins Kutscher-Heisl, un waß Gott, se sooch noch kanne Bärteistund an dann Tiesch dra, do froch dos furchtige Mannl schu an dar Wand rim. Zwamol loß's zenstim, noocherts do warsch in Klaaderschrank verschwunden. Do drinne, saacht dos Maadl, wern de paar Toler Bald unnergebracht. Nu loß's dar herrschaftling Fraa doch a bißl kalt ne Budl nunner. In lauter Angst un Furcht blieb se sitzen, bis de Kutschersfraa anzu kam, dernoocherts machet se ganz aufgeregert ahamm.

Früh derzehlet se dos Erlabnis ihrn Maa. Dar ducht' net andersch, als die Weibsen wolltn ihn verhuñiebeln. Weil se sich odr gar kaa bißl ei' red ließen, do maant: De warscht doch dar Sach amol richtig offn Grund giehe!

Ohmst kam sei guter Freind ze Besuch. Dos war aaner, mit dann mr ne Teisl vertreim kaa: E' Knittel Karrl, wie a bayrischer Fajheber. Mit dann machet ar sich nüber ins Kutscher-Stüwl. Die Leit mußtn derweile ausquartieren, nüber in de Fabrik.

Nu wur a Flaschl Wei hiegestellt off dann Kutscher-Tiesch, dernahm offn Teller e bißl wos ze assen! Na, Teiselsgespenst, ihe kaaste kumme! — Obr dos kam net. Se kunntn siech ne Rohrstuhl nei sitzen in Leib, es ließ sich kaa Schwanzl an der Wand derblicken. Dos graae Mannl mocht' ebber doch Lunde gerochn hoom. Schbeet in dr Nacht nei sei die zwaa Aufpasser wieder ahamm. 's Auslachen, dos hoom se ihe richtig besorgt.

Odr dr Kuckuck! Zwaa Tog drauf, do machet dos biese Mannl schu wieder sen'n Imgang. Dasmol frochs aah wieder nei in Schrank. Se machetn de Türn sachte auf: 's Mannl war wack — de Toler loong allezamm noch an ihrn Flackl. Nu wußtn se sei nimmer, wos se denken solltn. Ganz richtig warsch sei in dann Heisl nimmer, un dar Saukarrl, dar fortgeschickte Kutscher, dar hatt dos Stüwl — weil ar seine Wut auslassen wollt — doch verhart.

„In dar Bud' bleib iech sei nimmer!“ saacht de Kutschers-Fraa, und ihr Maadl sehet derzu: „Loßt mieh sei ken'n Ohmd allah; iech hupp nauf an de Deck un schrei Feier!“

Un wißt'r wos? Dos Maadl hot's aah asu gemacht. An Dunnerschtig is ihre Mutter ohmst bluß off en'n Mangblich nüber geluffn in de Fabrik, do kimmt dos garstige Mannl schu wieder uhm an dar Wand har gekrochen. Mei Maadl huppt nauf offn Stuhl — schreit wie asu e Zählbracher. Ihe, wos sieht se do? Ene ganz grüße, dicke Flieg läßt an dar Lamp ümerink, un wie die fortfliegt, do is im Nu aah dos graae Mannl wack. Ja, ihe war dos Ratfel off ahmol raus: Wetter nischit wie dar schwarze Schatten vun dar Flieg war dos biese Gespenst gewasn!

Wie a abgestochenes Stückl Vieh rannt se nüber in dar Kuhl-Fabrik. Inusse, do wur sei eine Lust. Nār de Kutschers-Fraa, de Meda, die schittlet immer wieder ne Kup.

„Soll mr siech net tichtig schall'n?“ saacht se. „Do lossn siech nu e halbs Duzend Leit zwaa ganze Wochen asu in de halle Angst treim — bluß vu ner sittn daamischen Flieg!“

„Dos stimmt net“, gob dr Maa zer Antwort, „de Manner net — bluß de Weibsen. Un dos wissen die Luderfliegen ganz gena!“

Gitt mr sei wack! ¹⁾

(Nachdruck verboten.)

Ihe strabbt ²⁾ ällszamm in dar Walt mit Hast nooch Lust un Fraad; mr labbt wie toll in Tog dreinei — meistens de gunge Maad. In Kup hoom die de ganze Zeit nār 's Kus'n un 's Genack — Innu, gitt mr sei wack!

Sistern, ³⁾ do wur'n se ei' gespannt, sohn an Klippelstuck. ⁴⁾ Doch ihe is ihr Lebenspruch: En'n Gott un aah en'n Ruck! Un drimrim hängt an ganzn Leib Gezippel un Gefrack — Innu, gitt mr sei wack!

's Heirat'n gieht do haltig fix; heit Gumpfer — morgen Fraa. Wenn aah kaa Pfennig in Kasten liegt: „Komm, Guste, loß diech sah!“ Doch su e halb's Zigeiner-Laam, wu kriegt dā dos en'n Zwack — Innu, gitt mr sei wack!

Heit is nār 's Grufstu' an dr Zeit; jed's macht a rachte Brieh'. 'r führt meitog e grüßes Haus un rast war waß wuhie. Hier gaam ⁵⁾ ses aus un schmeißens hie, nu sahlt's an andern Flack — Innu, gitt mr sei wack!

Dr Ei'kaaf ⁶⁾ gieht heit wie dr Wind — mit ne Bezohn stieht's faul. Berachning ⁷⁾ hoom se net in Kup, 's Gröste is ihr Maul. Un wenn mr sitte Leit verklogt, do kriegt mr net en'n Drack — Innu, gitt mr sei wack!

De Ehrlichkant, die is vorbei, de Walt stact voll Betrug. Wos mr siech bluß vor List ausinnt, dos gieht in gar kaa Buch! Es gibt ahm noch foot dumme Leit, die huppen off dann Spack — Innu, gitt mr sei wack!

Un wu nimmt siech a Mensch noch Zeit un bleib lang an en'n Ort? In Auto saust'r hie un har, dos gieht off Tud un Mord. Is mr ze Fuß naus off dr Strooß, verfolgt en'n Schrack off Schrack — Innu, gitt mr sei wack!

Su läßt siech halt noch viel derzehln, wie heit de Zustand' sei. Gahraus, gahrei, su gieht dos fort, mr ward halb tuut derbei. Un do behaupten noch de Leit, fitts Laam, dos hätt' en'n Zwack — Innu, gitt mr sei wack!

Bernh. Brückner, Leipzig.

Bilder vom Sächsischen Landesturnfest in Chemnitz

ziehen hier noch einmal an uns vorüber und wir erleben im Geiste erneut jene wunderbaren Tage, in denen deutsche Turnerherzen im Gefühle deutscher Einheit und deutscher Zusammengehörigkeit höher schlugen, in denen Sachsens Turner sich zur großen Heerschau auf der Jahnwiese bei Chemnitz aufstellten. Unser erstes Bild zeigt die Spitze des imposanten Festzuges mit den Insignien der Deutschen Turnerschaft, die im Schutze der Fechter und schmucken Fechterinnen dem langen fast drei Stunden dauernden Festzug vorangefahren wurden. Auf dem zweiten Bilde sehen wir die weißgekleideten Turner in endlos langer Kette durch die Bernsdorfer Straße in Chemnitz ziehen. In Nr 161 unserer „D. Z.“ vom 14. Juli 1930 sind der Festzug und die Schlußtage des großen Landesturnfestes in Chemnitz eingehend beschrieben. Hier sollen unseren Lesern nur einige Ausschnitte des großen Turnerfestes wiedergegeben werden. Das Bild aber vermag doch nicht den überwältigenden Eindruck wiederzugeben, den die vielen zehntausend Zuschauer hatten und der solch spontane Begeisterung für die deutsche Turnersache entfachte, wie wir das in den Tagen

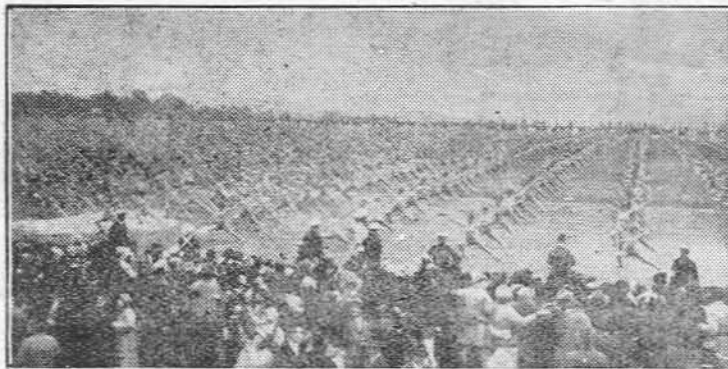


Bilder vom Festzug.
(Aufnahmen der „Obererzgebirgischen Zeitung“.)

vom 6. bis 13. Juli in Chemnitz erlebt haben. Was im Auf und Nieder der Parteien auch bei bestem Willen in den unglücklichen Jahren nach dem Kriege nicht erreicht werden konnte, der deutschen Turnerschaft ist es vorbehalten, in ihren Reihen Männer und Frauen aller Berufe und aller Stände restlos unter ihre Fahnen zusammenzurufen, in gemeinsamer zielbewußter Arbeit den Körper und Geist zu stählen nach altem Jahn'schen Wort und Brauch: „Herz und Hand fürs Vaterland!“ Und wir rufen allen Volksgenossen zu: „Schaut auf die deutsche Turnerschaft. Ihrem hohen Ziel des Zusammenschlusses des ganzen deutschen Volkes laßt uns alle nachstreben! An der Turner Wesen, mag das deutsche Volk genesen! Gut Heil!“

Wiederholt schon war es der Geist der Deutschen Turnerschaft, der unser Volk aus dunklen Schicksalszeiten zur Morgenröte glücklicherer Tage mit emporführte. Das war so, als 1813 der König rief und alle, alle kamen; das ist so gewesen, als 1870 unsere Truppen hinausziehen, um welsche Willkür und Franzosenhochmut zu brechen! Und das wird wieder so sein,

wenn die Stunde neuer deutscher Freiheit naht!



Die Freiübungen der Turnerinnen.



Die Fest-Freiübungen der 20 000 Turner.

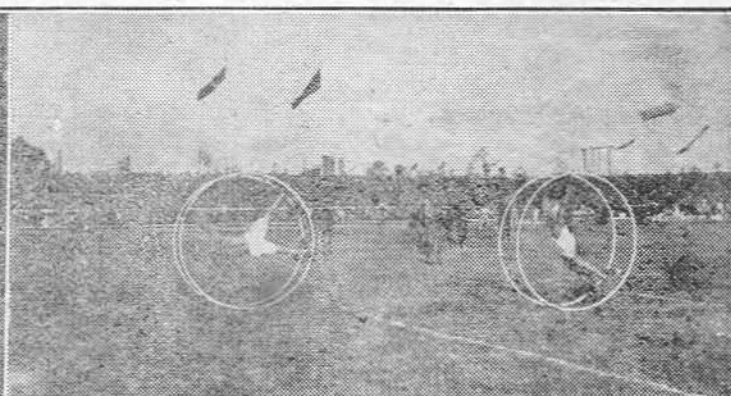
(Aufnahmen des „Chemnitzer Tageblattes“.)



Der Spiegel als Nothelfer.

Zuschauer im Vordergrund des Bildes beobachten das Schauspiel auf der Jahnwiese im hochgehaltenen Taschenspiegel.

(Aufnahmen des „Chemnitzer Tageblattes“.)



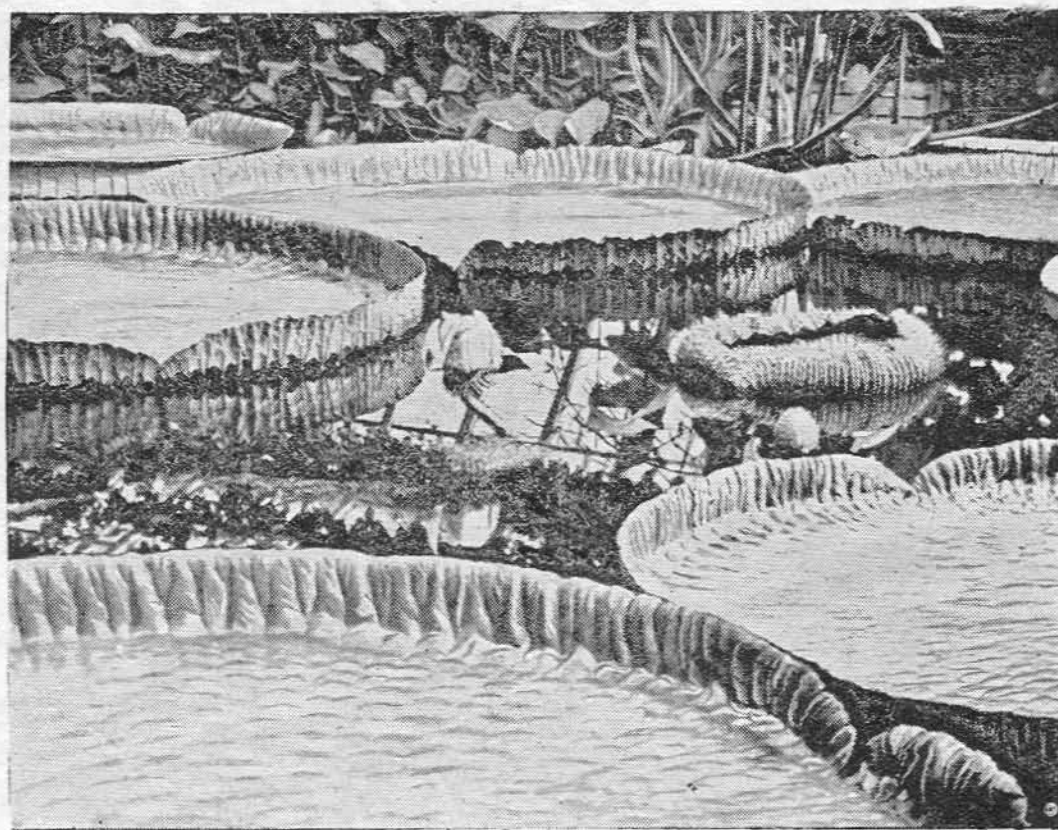
Übungen mit dem Rhönrad.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 30. — Sonntag, den 20. Juli 1930.

Bilder aus aller Welt.

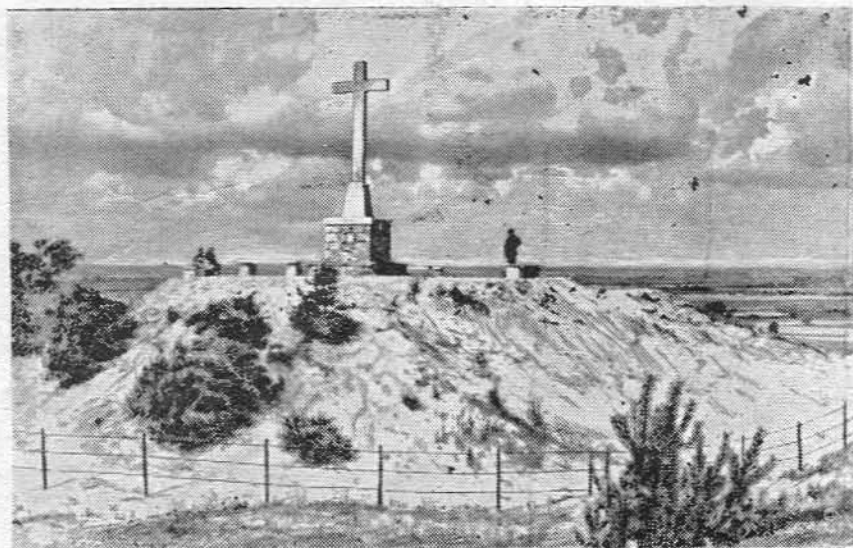


Die Königin der Nacht.

Im Berliner Botanischen Garten bot sich den Besuchern ein Schauspiel, das alljährlich nur in einer Nacht wiederkehrt. Die „Victoria regia“, diese Tropenpflanze von bezaubernder Schönheit, war erblüht. Die „Victoria regia“ stammt aus Südamerika und bedeckt die stillen Buchten der Ströme meilenweit. Unserer Seerose sehr ähnlich, übertrifft sie diese bedeutend an Größe. Ihre Blätter, die oft zwei Meter Durchmesser erreichen, haben eine so große Tragfähigkeit, daß ein Kind auf ihnen zu sitzen vermag. Die weiße Blüte erreicht etwa 40 Zentimeter im Durchmesser und strahlt einen äußerst starken, sehr angenehmen Duft aus. Am Morgen zieht sie sich unter Wasser zurück, worauf sich die Frucht mit etwa 300 maiskornähnlichen Samen, von den Eingeborenen daher Wassermais genannt, entwickelt.

Das Westpreußenkreuz.

Am 13. Juli ist auf dem „Weißen Berg“ bei Stuhm an der sogenannten Dreiländer-Ecke, Danzig—Deutschland—Polen, ein „Westpreußenkreuz“ eingeweiht worden, das von dem Reichsverband der heimat-treuen Ost- und Westpreußen im Reich errichtet wurde. Die Denkmalsweihe findet im Rahmen der dies-jährigen Erinnerungsfeiern an die vor zehn Jahren erfolgte Volksabstimmung in Westpreußen und Masuren statt. Das Westpreußenkreuz ist acht Meter hoch und besteht ganz aus Granit. An den Seiten des Sockels sind das Ordensritter-, das Westpreußen-, das Reichswappen und eine Inschrift angebracht, die besagt: „Westpreußen dem unteilbaren deutschen Reichsland. 13. Juli 1930.“



Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's.

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(26. Fortsetzung.)

„So geschah es. Als der Morgen aufstieg, gab es kein Schloß mehr, sondern ein See nahm dessen Stelle ein, aber rund umher an seinen Ufern, wo die guten von Gottes Boten gesegneten Menschen wohnten, blühte es von nun an desto paradiesischer, und reiche Fülle an allem war da zu finden. So ist der Balaton oder Plattensee entstanden. In seiner Tiefe ist das Böse begraben worden durch göttliches Strafgericht.“ Mit diesen Worten schloß das Mädchen seine Erzählung.

Nun gingen sie miteinander dem Schlosse zu. Stülpner fühlte sich von des Mädchens Nähe so wohlthuend berührt, daß er dessen Hand ergriff und rief: „Ach, gute Ingrin, wenn ich Ihr nicht zuwider bin, so lasse Sie mich die Hoffnung fassen, daß ich öfter mit Ihr sprechen kann.“

„Es wird nicht gehen,“ sagte das Mädchen . . . „nicht, daß ich Ihn fürchte, aber es bringt Ihm, den sie hier schon als Fremden hassen, nur noch mehr Feindschaft.“ Und nun redete sie von ihren Verhältnissen, wie sie des Han Istoks Weib werden sollte, und ihr Ohm, der Schloßvogt, sie dazu zwingen wolle.

„Die Hölle soll den Kerl verschlingen, wenn er den Gedanken nicht aufgibt!“ rief Stülpner auflodernd.

„Ruhig, sei Er ruhig, denke Er nicht an Böses gegen die Bösen,“ entgegnete Ingrin . . . „sie haben gegen mich ein schlimmes Reh ausgesponnen, aber ich falle nicht hinein. Sie kennen mich nicht und glauben, ich sei ein furchtjam Kind, welches sich einschüchtern läßt durch Drohung; aber das bin ich nicht. Nie heirate ich den Han Istok, nie! . . . die Welt ist weit und groß, und warum sollte sie nur für mich verschlossen sein?“

Stülpner ergriff hastig ihre Hand.

„Was ist Ihm?“ fragte das junge Mädchen erstaunt.

„Verzeihe Sie mir, schöne Ingrin, daß ich Sie erschreckt habe,“ sagte er . . . „wenn Sie meines Schutzes bedarf, rechne Sie auf mich. Will Sie?“

„Ja!“ war die Antwort Ingrins . . . „ich glaube, Er meint es ehrlich.“

Sie waren an die herabgelassene Zugbrücke gekommen und trennten sich. Wie ein gescheuchtes Reh eilte Ingrin nach Ihres Ohms Wohnung über den weiten Hof hin; Stülpner dagegen in die seine. Das Herz war ihm voll, und das Fenster öffnend, schaute er hinüber nach dem im Hofe quer vorstehenden Hause. Dort wohnte Ingrin. „Morgen schreibe ich an Marie, daß ich eine Seele gefunden, die ich lieben könnte,“ sagte er zu sich . . . „ja, dies Mädchen trägt einen guten Geist im Herzen.“ In seinem Nachdenken über die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen, wurde er durch einen Diener gestört, der, das Deutsche radebrechend, ihm meldete, die gnädigste Frau Gräfin warte auf ihn.

„So soll ich also von einem Engel zum Teufel überspringen?“ murmelte Stülpner ärgerlich in den Bart und folgte dem Diener.

Neuntes Kapitel.

Rettung in höchster Not.

Wäre seine immer stärker zur schönen Ingrin aufglühende Liebe nicht eine Fessel für Stülpner gewesen, die ihn in dem Dienste des Grafen gleichsam unwiderstehlich festhielt, er würde denselben ohne weiteres verlassen haben, denn seine Stellung war wahrlich keine angenehme. Wo er nur den Blick auf ein Gesicht im Schlosse fallen ließ, sah er den leidhaften Haß, alle waren seine Feinde und nur in Zaum und Zügel durch die Gunst des Grafen und der Gräfin für ihn gehalten. Der Schloßgeistliche trieb seinen Fanatismus so weit, daß er, wenn Stülpner in seine Nähe kam, das Kreuz vor ihm schlug, als wolle er sich vor dem unreinen protestantischen Geiste in demselben bewahren. Natürlich blieb das unsinnige Gebahren nicht ohne den größten Einfluß auf die Schloßbewohner, bald schlugen sie alle das Kreuz

und Stülpner grollte oft wütend über diese fanatische Dummheit vor sich hin:

„Der Satan hole dies wahnsinnige Gesindel, das sich einbildet, ein protestantischer Mensch sei ansteckend wie ein Pestfranker. Ich sehe schon, ich werde einem oder dem andern dieser haßsüchtigen Rotte Korah den Kopf zurecht richten müssen, und dann wird's nicht gut.“

Des Grafen Gunst hielt ihn, wie schon erwähnt, gefeit vor jeder weiteren oder vielmehr tödtlichen Belästigung durch diese Dummköpfe, auch die Gnade der Frau Gräfin schirmte ihn in dieser Beziehung, und doch war Stülpner die Gnadenbezeugung, die diese vornehme Dame ihm bei jeder Gelegenheit erwies, noch viel widerlicher, als der ihm offen bezeugte Haß der Schloßleute. Die Frau Gräfin benahm sich überhaupt seltsam gegen ihn, sie machte ihm Geschenke, ohne daß er wußte, wofür? Fast schien es, als wünsche sie die Ranglust, die ihn gegen sie in Respekt hielt, allmählich durch eine Annäherung von ihrer Seite so auszufüllen, daß sie verschwände. Sie war passionierte Jägerin, und der Graf, ihr Bruder, konnte es ihr nicht abschlagen, daß sein Leibjäger sie begleite.

Bei diesen Streifpartien im Forste wußte die Gräfin es so einzurichten, daß sie sich von ihrem übrigen Gefolge trennte und nur von Stülpner gefolgt eine Wildspur verfolgte. Aber es trat deutlich zutage, daß sie auf einer andern Spur sich befand. Ihre dunklen Augen flammten oft wie Blitze auf den kräftigen Leibjäger, dem bei dieser Bemerkung nicht besonders wohl zu Mute war. Es waren unheimliche, von wilder Begier zeugende Blicke, die sie auf ihn warf. „Wenn Er einen Tropfen adliches Blut in den Adern hätte, würde ich Ihn zu meinem Gemahle machen,“ sagte sie eines Nachmittags, als sie sich auch wie früher von ihrem Gefolge getrennt hatte und von ihm begleitet, allein nach einer ganz andern Gegend des Forstes hingesprengt war.

„Gnädige Frau Gräfin,“ antwortete Stülpner aufwallend, denn diese Erniedrigung, seine Abkunft verachtet zu sehen, verdroß ihn . . . „ich halte derlei Ansicht für lächerlich, denn wenn das Edle, Adlige nur im Blute stecken soll, wär's traurig genug um den Adel bestellt. Das Herz, der Mut, die Kühnheit in Gefahr macht meines Erachtens nach einen Mann adlig, und wenn er des ärmsten Tagelohners Sohn wäre. Ich zum Beispiel, gnädige Frau Gräfin, halte mein Blut für gerade so hoch im Werte, als das des reichsten ungarischen Magnaten hier zu Lande, das kommt daher, weil ich denke, ein ganzer Mann zu sein.“

„Denkt Er das wirklich?“ fragte die Dame lächelnd und fügte hinzu: „Ja, ja, Er ist ein ganzer und . . . ein recht hübscher Mann, Er gefällt mir. hm, man lacht im stillen über dergleichen Vorurteile, und tut doch, was man will.“ Dabei schoß die Gräfin einen Glutblick auf den neben ihr reitenden Stülpner, der im Stillen sich weit weg wünschte. Eine Weile lang ritten sie stumm nebeneinander. Die Gräfin bog in einen wenig betretenen Pfad ein, Stülpner bemerkte, wenn sie diesen Pfad verfolgten, würden sie sich zu weit von der Jagd entfernen.

„Was tut das? Ich will es so. Wir kommen auf diesem Wege nach der kleinen Eremitage, ich will da ruhen,“ antwortete die Dame. Diesem Wunsche konnte Stülpner nichts entgegensetzen, er mußte gehorchen. Nach einer Viertelstunde erreichten sie die auf einer kleinen Waldblöße einsam stehende Eremitage, eine Hütte mit Strohdach, im Innern mit Moos austapeziert und mit mehreren weichen Moosbänken versehen. In früheren Zeiten hatte der Graf, ihr Vater, hier oft sein Frühstück gehalten, wenn er in dieser Gegend des Forstes jagte. Es war ein traulich stilles, heimliches Plätzchen.

„Trage Er mich hinein!“ befahl die Gräfin . . . „das Gras scheint mir feucht.“

In der Tat war dies der Fall und Stülpner hob sie aus dem Sattel herab und trug sie hinein. Es wurde ihm bei Ausführung

dieses Befehls siedend heiß. Die Dame schlang den Arm um seinen Hals und ihr Gesicht ruhte an dem seinen. Ihre glühenden Blicke brannten sich ordentlich in seine Augen hinein, ihr Atem wehte ihn heiß an. Im Innern der Hütte ließ er sie auf eine Moosbank nieder, dann eilte er mit den Worten hinaus: „Ich muß nach den Pferden sehen.“ Ein halblautes Gelächter der Gräfin schallte ihm nach. Nach den gut dressierten Tieren hätte er allerdings nicht so sehr zu eilen brauchen, denn diese knabberten am Gesträuch herum und dachten nicht daran, sich zu entfernen. Stülpner blieb außen vor der Eremitage, er suchte nach einem Mittel und Ausweg, der Gnädigen zu entgehen. Sie rief ihn.

„Was befehlen Ihre gräflichen Gnaden?“ fragte er, unter die Türe tretend.

„Bleibe Er bei mir... ich liebe Gesellschaft. Komm Er nur näher. Er fürchtet sich doch nicht vor mir?“

„Nein, Frau Gräfin, ich habe mich nie durch Furcht entehrt,“ war seine Antwort, in die halbdunkle Hütte tretend.

„Ist Er wahnsinnig, Mensch? achtet Er meine Gnade für nichts?“ rief die Stimme der Gräfin nach einer langen Weile im Innern der Hütte, und der heftigste Zorn klang aus dem Tone der Stimme heraus.

„Gnädige Frau, ich halte mich zu gut für derlei Gnade, wie Ew. Hochgeboren sie mir bezeugen wollen,“ erschallte Stülpners Stimme unmittelbar darauf, und einen Augenblick später trat er vor die Hütte, setzte das Hifthorn an die Lippen und gab in einigen rasch aufeinander folgenden langgezogenen, weithin durch den Widerhall im Forst verstärkten Tönen dem Gefolge der Gräfin das Signal, hierher zu kommen. Die Horn töne verfehlten ihre Wirkung nicht, es dauerte kaum acht oder zehn Minuten, als sich die ihre Herrin vermissenden Diener einfanden.

„Die gnädige Frau Gräfin ist unwohl geworden und befindet sich in dieser Einsiedelei,“ sagte Stülpner zu Han Istok, dem Oberförster.

Wirklich sah die vornehme Dame, als sie, von Han Istok und einem ihrer Diener geführt, bald darauf aus der Hütte trat, ungewöhnlich blaß aus, ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt, als empfände sie Schmerz. Sie ließ sich von Han Istok in den Sattel heben und der Blick, den sie aus ihrem Sitze herab auf Stülpner fallen ließ, war ein so wütender, daß der davon Betroffene sich unheimlich angeweht fühlte. Man begab sich nach dem Schlosse zurück. In dem Zuge war nur eine kleine Veränderung bemerkbar. Jetzt ritt Han Istok eine halbe Pferdelänge Entfernung hinter der Gräfin her und Stülpner bildete den letzten ihres Gefolges. Bisher hatte der deutsche Leibjäger den Platz in der Nähe der Herrin behauptet, welchen nun Han Istok einnahm.

Die gemeinste Schadenfreude leuchtete aus des Oberförsters Augen, obwohl er nicht wußte, was zwischen der Gräfin und dem ihm bis in den Tod verhaßten Fremden vorgefallen, sondern nur deren offenbare Ungnade gegen denselben bemerkte. Stülpner achtete auf Han Istoks böses Lächeln nicht im geringsten, er schien es nicht einmal zu bemerken, denn er hatte alle Ursache, über den Vorfall und dessen mutmaßliche Folgen nachzudenken.

„Bei Gott, ich hätte nie im Leben geglaubt, je den keuschen Joseph zu spielen, der der Verführerin Frau Potiphar den Mantel zurück ließ!“ redete er vor sich hin. „Ich sehe, hier wird meines Bleibens nicht lange sein, denn nun liegt auch der Haß dieses Teufels von Weib auf mir, und es könnte wohl kommen, daß sie nach Rache an mir lechzt. Ihr traue ich alles zu.“

Diese Gedanken beschäftigten ihn noch, als sie ins Schloß einritten. Die Gräfin blieb einige Tage unter dem Vorwande, sich unwohl zu fühlen, auf ihrem Zimmer. Der Vater Schloßkaplan hatte öfter Zutritt zu ihr. Es war Stülpner lieb, sie nicht zu sehen. Daß der Graf von dem Vorfalle nichts ahnte, ging aus seinem gütigen Benehmen gegen den Leibjäger hervor.

„Nun, wie gefällt es Ihm hier?“ fragte er einige Tage später.

„Soll ich die Wahrheit sagen, gnädiger Herr, so fühle ich mich hier nicht heimisch. Es ist mir alles fremd, die Leute selbst haben eine Scheu vor mir, weil ich ein Fremder und Protestant bin und...“

„Kümmere Er sich nicht um diese dummen Bestien,“ fiel der Graf ihm ins Wort. „Nenne Er mir jeden, der Ihn beleidigt, und Er soll sehen, wie ich mit ihnen verfare. Mein Wille gilt hier, und ich dulde keine Auflehnung dagegen. Suche Er sich ein Weib, heirate Er, das macht ihn schnell heimisch. Es wird sich doch wohl ein Mädchen finden, das Ihm gefällt.“

„Die Sorge wäre allerdings vorüber, gnädiger Herr Graf; des Schloßvogts Richte, die Ingrin, gefällt mir sehr, und ich glaube, daß ich, wenn es nur auf ihren Willen ankäme, des Jawortes sicher sein könnte; da aber ist ihr Ohm und dann der Han Istok, den sie heiraten soll, wie ich höre; das sind zwei Klippen, an denen meine Bewerbung scheitern muß.“

„Bah! Unsinn! Ich will, das ist hinreichend. Ich verspreche Ihm das Mädchen.“ Der Graf klingelte und gab dem eintretenden Diener Befehl, den Schloßvogt herzurufen. Es dauerte nicht lange, bis dieser eintrat.

„Kolofsch,“ sagte der Graf zu ihm... „ich mache den Freierwerber bei Dir um Deines Bruders Tochter Ingrin. Was sagst Du dazu?“

„Des Herrn Graf Erzellenz sind zu gnädig, alle erkennen das in tiefster Unterwürfigkeit und...“

„Schweig! mit diesen Tiraden, ich kenne sie,“ schnitt ihm der Herr kurz das Wort ab... „hier ist nicht die Rede davon, was alle erkennen und denken, sondern was Du zu meinem Antrage sagst?“

Aus Kolofsch's Augen flog ein Blick auf Stülpner als Zeichen, daß er ganz richtig in ihm den vermute, für den der Graf um Ingrin warb. Den Rücken zu einem Kagenbuckel gekrümmt, sagte er demütig: „Ich beuge mich jedes Willens vor Ew. gräflichen Erzellenz gnädigem Wunsch.“

„Gut, Kolofsch, Du bist vernünftig, das ist mir lieb; Dein Wille, das hübsche Mädchen dem Han Istok, diesen Schurken, den ich bei nächster Gelegenheit als einen Taugenichts seines Dienstes entheben werde, zu geben, war ein sehr dummer. Diesen hier, meinen Leibjäger, wird Ingrin heiraten. Ich statte das Mädchen aus. Hättest Du etwas dagegen zu bemerken?“

„Nichts, gräfliche Erzellenz, ich freue mich Hochdero Huld Gnade für meine Richte außerordentlich.“

„Abgemacht also. Du trittst dem Zukünftigen Deiner Richte auf keine Weise hindernd in den Weg. Ingrin hat freien Umgang mit ihm. Jetzt, Kolofsch, schließe Freundschaft mit Deinem künftigen Verwandten, gib ihm die Hand, daß er sieht, Du freuest Dich seiner.“

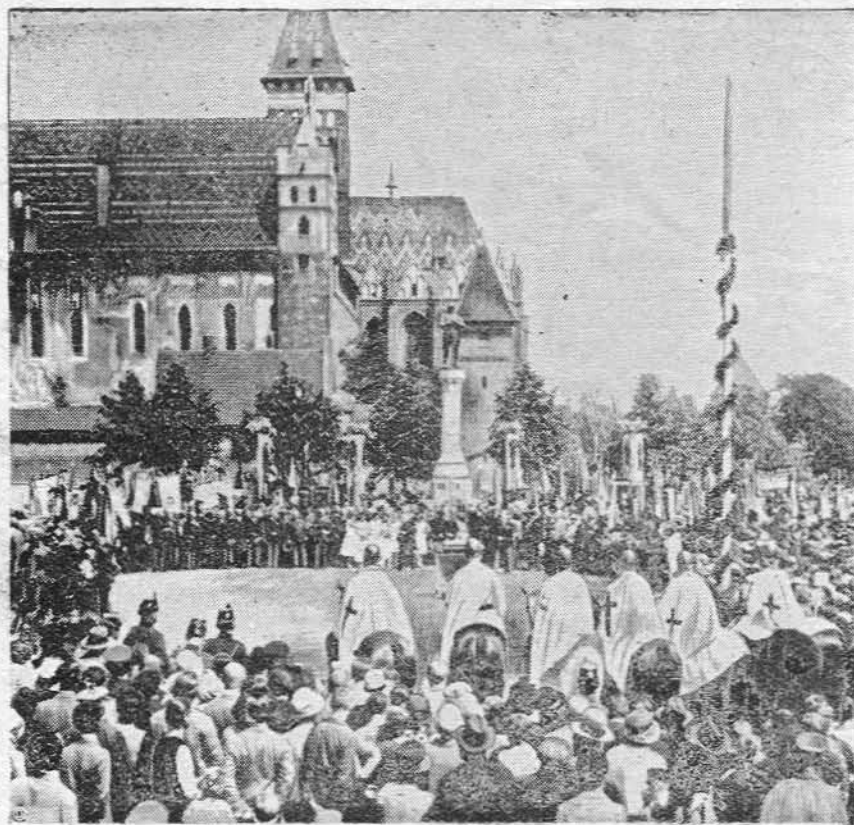
Kolofsch hatte für nichts Widerspruch. Gehorsam und kagenfreundlich reichte er Stülpner mit den Worten die Hand: „Fühle mich recht glücklich, Dich meinen Freund, meinen lieben Vetter nennen zu können.“

„Wenn das, was Ihr sagt, Euch von Herzen geht, soll mir's lieb sein,“ entgegnete Stülpner, ihm die Hand schüttelnd. „Ich hoffe Euch zu überzeugen, daß im Punkte der Rechtschaffenheit Ihr keinen besseren Vetter kriegen könnt, als mich.“

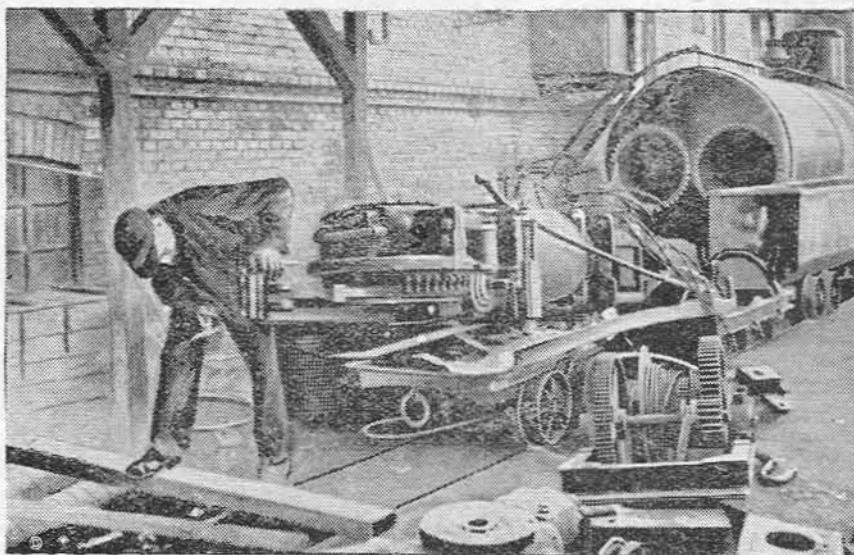
„Und wann die Hochzeit sein soll, werde ich bestimmen. Geh' jetzt, Kolofsch, und unterrichte die hübsche Ingrin davon, und dem Han Istok gib einen Wink, daß er sich fern hält von dem Mädchen. Ich möchte sonst ein schlimmes Wort mit dem Nichtsnutz sprechen.“

Somit hatte Stülpners Karriere ein Ziel erhalten, an dessen Verwirklichung er noch eine Stunde vorher nicht gedacht hatte. Ingrin, das sanfte, schöne Mädchen, sollte sein Weib werden. Es dünkte ihm wie ein Traum, aber ein recht freundlicher, angenehmer. Sein erstes Geschäft war, dies sein ganzes Leben umwandelnde Ereignis seiner alten guten Mutter und Marien zu melden.

(Fortsetzung folgt.)



Zur Abstimmungsfeier im Osten.



Der Urheber der Katastrophe von Neurode.

Die Schuldfrage an der Katastrophe von Neurode, die mehr als hundertfünfzig Menschenleben gefordert hat, ist zwar noch nicht restlos geklärt, doch scheint bereits festzustehen, daß menschliches Verschulden nicht in Frage kommt. Alle Sicherheitsmaßnahmen sind streng befolgt worden. In Bergarbeiterkreisen selbst betrachtet man als Urheber die Schrämmaschine (unser Bild), die dazu dient, die Kohle auf mechanischem Wege abzubauen. Es ist dies ein elektrischer Bohrer, welcher die Arbeitskraft von 20 Bergleuten ersetzt. Ihre Verwendung in so gefährdeten Bergwerken, wie es die durch ihre Kohlenensäureausbrüche gefährdeten Gruben bei Neurode sind, hätte eigentlich nicht erfolgen dürfen. Wie weit diese Annahme zutrifft, wird natürlich erst die genaue amtliche Untersuchung klären können.

Segelschwimmen — ein neuer japanischer Sport.

In Japan ist eine neue interessante Sportart erfunden worden: das Segelschwimmen (siehe unser nebenstehendes Bild). Der Schwimmer befestigt an seinem Rücken ein großes Segel und erzielt so im Wasser bisher unbekannte Geschwindigkeiten.

Der Osten feiert seinen Abstimmungssieg.

Mit einer großen Kundgebung vor dem Abstimmungsdenkmal in Marienburg feierte der deutsche Osten seinen überwältigenden Abstimmungssieg vor zehn Jahren. Während der vielen Festreden wies Oberingenieur Scheunemann u. a. auch darauf hin, daß heute, wo der Rhein frei sei, auch die Freiheit der Weichsel und die Beseitigung des Korridors erkämpft werden müsse. Unser nebenstehendes Bild zeigt den Aufmarsch der Massen vor der Marienburg.



Der Tod ging an ihnen vorbei.

Eine Gruppe der wenigen Geretteten des großen Bergwerksunglücks von Neurode.

